

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 4 (1922)
Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Erscheint jeden Samstag.

Abonnementspreis: Für die Schweiz: Jährlich Fr. 8.00, halbjährlich Fr. 4.40, vierteljährlich Fr. 2.20. Bei der Post beträgt 20 Cts. mehr. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet / Einschmelzung kostet 20 Cts.

Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt U.-G., Aarau, Bahnhofstrasse 43. / Telephon No. 61. / Postcheckkonto No. VI/1441.

Infektionspreis: Für die Schweiz: Die einpaltige Nonpareille 20 Cts., Ausland 30 Cts., Restenamt Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.— per Seite. Cüffergeld 50 Cts. Keine Verantwortlichkeit für Nachdruckveröffentlichungen der Anzeigen. / Infektionspreis: Donnerstag Mittag.

Alleinige Annoncen-Nachnahme: Drell & Hügli-Annoucen Reich, "Zürcherhof", Sonnenquai 10 (beim Besseneplatz) und deren Filialen in: Aarau, Basel, Bern, Chur, Luzern, St. Gallen, Solothurn, Gené, Lausanne, Neuchâtel etc.

Nr. 31

Aarau, 5. August 1922

IV. Jahrgang

Das Frauenstimmrecht in seiner geschichtlichen Entwicklung.

Von E. Vischer-Altkirch.

IV.

Bürgerliche und sozialdemokratische Frauenbewegung.

Die Einheitslichkeit der ersten Zeiten der organisierten Frauenbewegung konnte, je weitere Kreise für den Gedanken einer Verbesserung des weiblichen Geschlechts gewonnen wurden, desto weniger gewahrt werden. In viele Richtungen, zu viele Anschauungen waren vorhanden, als daß sie alle unter einen Hut hätten gebracht werden können. Die größte und unüberwindliche Kluft stand zwischen der bürgerlichen und der proletarischen Frauenbewegung, die durch die starke Entwicklung der sozialdemokratischen Partei immer tiefer wurde.

Hatten sich auch die bürgerlichen Frauen vielfach die Lösung der Arbeiterinnenfrage zur Aufgabe gemacht und durch Bildungsbestrebungen unter den Frauen des Volkes Oued gewirkt, so war doch auf die Länge ein Zusammengehen ausgeschlossen. Die Lebensauffassungen, die Einstellung zum Problem der außerhäuslichen Arbeit, die den Arbeiterinnen als harte Notwendigkeit, den bürgerlichen Frauen durch Dehnung der verschiedenen Berufe als Erfüllung ihrer Wünsche erschienen, ferner die Stellung zur bestehenden Gesellschaftsordnung und Staatsform waren so grundverschieden, daß eine Spaltung unvermeidlich war. Die bürgerlichen Frauen kämpften für eine allgemeine Hebung und Befreiung ihres Geschlechts und waren häufig geneigt, sich in Gegenüberstellung zum männlichen Geschlecht zu stellen. Die Arbeiterinnen dagegen kämpften Seite an Seite mit den Männern ihres Standes, um eine Verbesserung der ganzen proletarischen Klasse herbeizuführen und auf eine Befreiung der kapitalistischen Gesellschaftsform hinzuarbeiten.

Es ist kein Zufall, daß die ersten Sozialistinnen in ihren Theorien die Befreiung des weiblichen Geschlechts aus seiner wirtschaftlichen und politischen Abhängigkeit forderten; ihre Bestrebungen richteten sich auf Befreiung und Verbesserung aller Unterdrückten, aller derjenigen, die dem herrschenden Gesellschaftssystem rechtlos ausgeliefert waren, und dazu gehörten auch die Frauen. Et. Simon, Frankreichs erste, einflussreichste Sozialistin, der eine neue Gesellschaftsform auf Grund einer wertvollsten christlichen Nächstenliebe propagierte, stellte auch die Frau auf höhere Basis. Er der allen Menschen die freieste Entwicklung ihrer Fähigkeiten verschaffen wollte, mußte auch fordern, daß die Frau als Persönlichkeit gewertet werde und zur vollen Entfaltung ihrer geistigen Gaben gelange. „Die Gattin sei dem Gatten gleichberechtigt“ und die soziale Persönlichkeit, die bis jetzt nur der Mann gewesen ist, soll fortan der Mann und die Frau sein.“ (Andere Sozialistinnen, wie Fourier und Proudhon, haben allerdings, indem sie eine unbeschränkte Freiheit für alle forderten, auch die zügellose Freiheit der

sexuellen Triebe gefordert und die Frau dadurch zum reinen Geschlechtsweien gestempelt.)

Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Industriestaaten entstehenden Arbeitervereine, die sich später zur sozialdemokratischen Partei entwickelten, nahmen in ihre Programme auch die Emanzipation der Frau auf. Dennoch war die Einstellung der Geschlechter auch in der Sozialdemokratie nicht immer vorhanden. Die überhandnehmende Frauenarbeit in den Fabrikbetrieben, die schicht bedingt war und deshalb der Männerarbeit schwere Konkurrenz bereite, wurde häufig genug bekämpft und verurteilt; viele Arbeitervereine weigerten sich jahrelang, Frauen aufzunehmen, weshalb sich vereinzelt besondere Frauengewerkschaften bildeten. Solche Frauengewerkschaften konnten aber nur da erfolgreich sein, wo die Frauen das Hauptkontingent der Arbeiterkraft bildeten (so z. B. in der französischen Tabakindustrie und im allgemeinen in der Textilindustrie).

Auf dem ersten deutschen Parteitag in Eisenach (1890) wurde noch die Einschränkung der Frauenarbeit gefordert und der Frau ihre Rolle als Wirtschaftlerin und Mutter zugewiesen. Dieser Auffassung stellte sich indessen die gerechte Erregung entgegen, daß ein Verbot der Frauenarbeit nur ein Annahen der Prostitution bedeute und daß die gefährliche Frauenfremdung nur dadurch zu beseitigen sei, daß die Frauen mit den Männern organisiert, daß das Klassenbewußtsein in ihnen geweckt und sie zu gleichberechtigten Genossen erhoben wurden. Die Forderung der sozialen und politischen Gleichberechtigung der Frau wurde indessen erst durch Bebel's Buch „Die Frau und der Sozialismus“ (1879) aus den Anfängen der sozialistischen Theorie herausentwickelt und zu einem Bestandteil des Parteiprogramms gemacht. Unter Bebel's Einfluß zweifelt es auf dem Ersten Parteitag (1891) das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht ohne Unterschied des Geschlechts und die Abschaffung aller Gesetze verlangt worden, welche die Frauen in öffentlicher und privatrechtlicher Beziehung gegenüber dem Manne benachteiligen. In der eigenen Partei wurde diese Gleichberechtigung dadurch verwirklicht, daß sie als Vorkandidat für den Parteitag erwählt wurden, in Kongressen Sitz und Stimme erhielten und sich aktivität bei Parteitagungen beteiligten.

Die Stellung der bürgerlichen Frauen zu ihren Parteien war eine viel schwieriger. Das einigende Moment eines gemeinsamen Kampfes fehlte dort völlig; die bürgerlichen Parteien waren im Gegenteil der Emanzipation des weiblichen Geschlechts größtenteils abgeneigt und lehnten das Frauenstimmrecht wie auch jede Beteiligung der Frauen innerhalb der Partei ab. Dennoch haben sich mit der Zeit die bürgerlichen Frauen parteipolitisch organisiert, in England schon seit den 30er Jahren, und bei Fortschritt und Wohl von Kandidaturen haben sie sehr erfolgreich mitgewirkt. In Deutschland finden wir parteipolitische Frauenvereinigungen erst vom Beginn des 20. Jahrhunderts an, wohl infolge des bis 1908 bestehenden Vereinsgesetzes, das den Frauen jegliche Beteiligung in politischen Vereinen untersagte.

lange werden müssen. Vielleicht wird die Wahrheit zuletzt doch gültig zu mir sein. — Wer ist da, Majst, wer ist da? „Wo? Es ist niemand da, Dichtin.“ „Majst, sieh doch einmal nebenan nach. Ich glaube...“ „Mein, mein Lieb! Ich sehe niemanden.“ „Aber ich meine ganz deutlich.“ „Mein, Dichtin, es ist nichts. Also sei ruhig. Der Doktor kommt jetzt.“ „Als der Doktor eintrat, sagte er: „Dören Sie mal, Sie dürfen nicht so viel bei dem Kranken sein. Sie regen ihn auf, Geben Sie zu Weis, mein Wissen, nicht bei ihm.“ „Mein, Majst, ich kann dich nicht fortlassen.“ „Gut, mein Lieb! Ich werde ruhig in der Ecke sitzen.“ „Mein, nein, du mußt dich bei mir sitzen. Ich kann deine Hand nicht lassen, nicht bis zuletzt. Deine Hand hat mich geführt und aus deiner Hand soll Gott mich wieder empfangen.“ „Nun gut“, sagte der Doktor, „Sie können dabei bleiben. Aber Dichtin, Sie dürfen nicht zu ihr sprechen. Es ist Zeit, daß Sie Ihre Medizin nehmen.“ „Zeit für Medizin? Unsinn! Die Zeit dafür ist vorbei. Zeit, Medizin geben heißt nur täuschen. Aber ich fürchte mich auch gar nicht vor dem Sterben. Majst, der Tod bereitet mir schon seinen Kranz, was soll der Doktor mich noch plagen! Schied ihn fort! Dich nur brauch ich jetzt, niemanden sonst, niemanden! Keine Ringe mehr!“ „Ich muß hier als Arzt Einspruch tun, diese Aufregung schadet Ihnen!“ „Geben Sie also fort, Doktor, regen Sie mich nicht mehr auf! — Ist er fort, Majst? — das ist

Die immer schärfer werdenden Parteigegensätze und die heftigen Wahlkämpfe brachten es indessen mit sich, daß auch bürgerliche Parteien die Hilfe und Unterstützung der Frauen gerne in Anspruch nahmen, obwohl die meisten von ihnen grundsätzlich gegen das Frauenstimmrecht waren. Wenn auch diese Beziehung der Frauen zu rein egoistisch parteipolitischen Zwecken nicht unbedingt zu beargwöhnen ist, so war doch ihre Tätigkeit in Wahlbüros und Versammlungen, wodurch sie Einblick in das politische Geschehen erhielten, für ihre eigene politische Schulung wertvoll. Das sie dabei auch gute Arbeit für ihre Partei leisteten, beweist ein öffentliches Dankschreiben, das die nationalliberale Partei der Rheinlande, nach Beendigung eines für sie günstig ausgefallenen Wahlkampfes an die Frauen richtete, deren Unterstützung der Wahltag nicht zum kleinsten Teil auszuweisen sei.

Es ist andererseits unbestreitbar, daß infolge der abnehmenden Haltung der rechtsstehenden, vor allem der konservativ-orthodoxen und katholischen Parteien, viele hervorragende bürgerliche Frauen sich auf die Seite der Sozialdemokratie schlugen, wo sie Unterstützung ihrer Ideen fanden.

Aus Bundesstadt und Bundeshaus.

Bern, den 3. August.

Bern steht unter dem erschütternden Eindruck der Unfallsfälle am Palmhorn und an der Jungfrau, denen im Zeitraum eines kurzen Wochen mehrere Bewohner unsere Stadt zum Opfer fielen: Vier Männer, die sich aus eigener Kraft ansehnliche Lebensstellungen errungen hatten und die hohe Würdigung ihrer Mitbürger genossen, unter ihnen der Sekretär der schweizerischen Fremdenpost, Dr. Theodor Schneider. In ihm verlor die Bundesverwaltung einen treuen, tüchtigen Beamten. Alle vier stiegen zu den unverlässlichen, bewährtesten Mitgliedern des Alpenklub's Bern. Den an der „Jungfrau“ Bergungsläden war auch eine Frau Gefährtin im Tode geworden, Fräulein A. S. aus Basel, Mitglied der Sektion Bern des Schweizer Frauenklubs, auch sie eine geübte, eifrige Touristin. Es ist dies der erste schwere Unfallsfall, den die noch junge Sektion Bern des S. F. K. erlitten hat. — Leidenhaftige Bergsteiger sagen, daß der „weiße Tod“ für sie der schönste Tod sei; allein den Bergungsläden kam er doch zu früh, allzufrüh namentlich ihren Hinterlassenen.

In der Heiliggeistkirche wurde den vom Schicksel des Palmhorn Heruntergegangenen eine große Trauerfeier bereitet. Da hieß es im Nachruf für einen der Toten, er habe in allen Lebenslagen in die Tiefe gegangen und gesucht, sich frei von der Tradition eine eigene Meinung zu bilden, so sei er dazu gelangt, den Begriff „Vaterland“ seine besondere Deutung zu geben. — Ist das nicht ein Zeichen unserer nach neuen Lebensidealen ringenden Zeit, daß wir uns selbst mit den Begriffen auseinander zu setzen haben, die unsere Väter noch an unantastbarem Gut von den Vordern übernahmen? Um die G. e. t.

er des 1. August herum haben sich die Leistungen aller Richtungen im ganzen Lande bemerkt, dem Schweizer Volk zu sagen, was das Vaterland ist, dessen Gebort man festlich begeht. Die schwundend und die verschlungen waren diese Definitionen von der höchsten Beladung herab bis zur kritischen Verneinung. Keuschlich suchte man da und dort Neues in den traditionellen Begriff hineinzulegen, als ob man sich des Alten zu schämen hätte! Es verhält sich dabei offenbar wie mit der Religion; jeder möchte sich in unserer individualistischen Zeit im Grunde genommen seine eigene bilden. Schlimmer daran ist nur der, der sich vermeint, weil er als geistig und gemittelt Befähigter durchs Leben wandern muß. Darum bedauern wir die vaterlandstüchtigen Geister, die sich am ersten August in Gegendemonstrationen gefielen — am ist, bitter arm, wer kein Vaterland erkennen und lieben kann! Kurzfristig zeigt sich aber auch der Bürger, der sich bei der Vaterlandstfeier gleichgültig auf die Seite stellt, weil ihm das und dies im Vaterlande nicht gefällt. Ist es in unserer Demokratie nicht Recht und Pflicht jedes einzelnen Bürgers, an der Entwicklung und Ausgestaltung des Vaterlandes mitanzuhängen und gerade dann am eifrigsten zu ihm zu stehen, wenn es sich in Höhen befindet? Will nicht auch für manchen Schweizer die Mahnung, die Henri Barbusse am Schluss seines Buches „Le Conflit entre les Des“ an die Intellektuellen richtet: „Verantwortliche Geister, wachet endlich auf. Vor allem glaubt nicht, es genüge, Euch im Geiste zu erneuern! Glaubst nicht, es sei mit guten Vorsätzen getan! Macht endlich Schluss mit Euren individuellen Phantasieereien! Was immer Euer Bestreben ist, ihr falsch, wenn ihm die Verdingung in dem Leben fehlt. Eure Individualität ist nur ein Ring, den ihr eingekleidet müßt in die große Kette der Menschheit.“

Erfreulich erweisen sich die Bestrebungen, die Feiern des ersten August mehr zu verinnerlichen und aus dem Bärmeste einen weisevollen Akt zu machen. Die Bundesstadt stützt sich verpflichtet, in dieser Beziehung voran zu gehen. Von Jahr zu Jahr gestaltet sich die offizielle Nachmittagsfeier auf dem Parlamentplatz schöner und würdiger. Die gewaltigen Säulen ringsherum prägen in reichem Schmuck. Vom Balkon des Parlamentsgebäudes wehen die Banner sämtlicher Kantone, übertrag von der mächtigen eigenartigen Flagge. Um die Nebentribüne auf freier Höhe scharen sich die Blüthe und Studentenerverbindungen mit ihren Fahnen, Musik- und Gesangsvereine und das Pfefferkorps. Eine dicht gedrängte, vielstimmige Menge lauscht den Reden in allen drei Landessprachen. Nicht Einer und nicht Eine von allen, die da mitfeiern, zeigt sich ohne das edelste, Säugendes, dieses äußere Zeichen vaterländischer Gefinnung. Unermüdet steht das Volk und singt zum Schluss voll Begeisterung die vaterländische Hymne. — In den Abendstunden strahlt von der Kuppel des Bundeshauses das edelste. Kreuz in wunderbarer Lichtfülle über die festlich geschmückte und beleuchtete Stadt, und die sich daran freuen, das sind bei weitem nicht alles nur „Kapitalisten und

Feuilleton.

Majst.

Von Rudinorath Tagore.

(Schluß.)

„Ich werde dich Entschuldig (Gedächtnis Bildnis, Bildnis des Glückes und der Schönheit) nennen.“ „Aber das ist ein atmofidischer Name, Dichtin.“ „Ja, aber du bist ja auch meine atmofidische Majst. Komm wieder in mein Haus mit deiner schönen atmofidischen Art.“ „Ich kann doch nicht wünschen, deinem Hause die Enttäuschung zu bringen, daß ein Mädchen hat eines Knaben kommt.“ „Majst, du hältst mich für schwach und willst mir alles Schwere ersparen.“ „Mein Kind, ich bin eine Frau und habe als solches meine Schwäche. Daher habe ich mein ganzes Leben versucht, dir alles mögliche Schwere zu ersparen. — aber es ist mir nicht gelungen.“ „Majst, ich habe in diesem Leben nicht Zeit gehabt, die Geben, die ich empfangen habe, anzunehmen. Aber sie werden mir in meinem nächsten Leben sagen können. Ich werde dann sagen, was ein Mann leisten kann. Ich habe gelernt, wie verkehrt es ist, immer nur an sich zu denken.“ „Was du auch sagen magst, mein Lieb! Du hast nie etwas für dich selbst erstritten, sondern alles anderen ersparen.“ „Eins darf ich jedenfalls von mir sagen: Ich bin im Glück nie in Anspruch gewesen, noch habe ich versucht, mein Recht mit Gewalt zu erlangen. Weil ich mich nicht belüsten konnte, habe ich

gut! Nun komm und nimm meinen Kopf in deinen Schoß.“ „Ja komm, mein Lieb! Und nun versuch zu schlafen!“ „Mein, Majst, sag' nicht, daß ich schlafen soll. Wenn ich einschlief, wache ich nicht wieder auf. Ich muß mich noch etwas was halten.“ „Hörst du nicht ein Geräusch? Es kommt jemand!“ „Wer ist es?“ „Dichtin, mein Lieb! Mach' deine Augen mal ein wenig auf. Sie ist gekommen. Schau einmal her und sieh!“ „Wer ist gekommen? Ein Traum?“ „Mein Traum, mein Lieb! Man ist mit ihrem Scher gekommen.“ „Wer bist du?“ „Sichst du denn nicht? Es ist deine Man!“ „Man? Hat die Tür sich geöffnet?“ „Ja, mein Lieb, sie ist weit offen.“ „Mein, Majst, nicht den Schall nicht diesen Schall! Dieser Schall ist eine Engel!“ „Es ist ein sehr Schöner, Dichtin. Es ist unsere Man, die sich über deine Hüfte geworfen hat. Leg deine Hand auf ihren Kopf und legne sie. Meine man, sie Man! Du hast noch Zeit genug dazu. Nun sei ein Weibchen ganz still.“

Ricarda Such.

Entwerfung.

(Erschienen 1921 im Inlet-Verlag, Leipzig.) Der Politismus, der eine Zeitlang das geistige Leben beherrschte, hat Religion als abstrakte Lehre behandelt und den Verstand als höchstes Erkenntnisorgan auf den Thron gesetzt. Inzwischen

sind einer neuen Generation die Nachteile der Verstandeshyperthropierung zum härtesten Erlebnis geworden; so schon die übermächtige Deftigkeit des Bewusstseins erscheint ihm dem unbedeutenden Seelenleben gegenüber als ein häßliches Element, das nicht mehr einen Wert ersten Ranges, das vornehmste Ziel der persönlichen Entwicklung repräsentiere. Nur nicht ausgeschaltet werden sollen Selbstbewußtsein, Verstand und Willenskraft; anständig ist nur der Platz, den sie im modernen Leben einnehmen.“ In dieser Auffassung spiegelt auch Ricarda Such's neuestes Buch: „Entwerfung.“ Seit Ricarda Such das wunderbare Werk über „Wittgenstein und Verfall der Romantik“ geschrieben hat — ein Werk, von dem man sagen kann, daß es die Weltanschauung der Romantik tiefer, klarer und umfassender darstellte, als es ihren führenden Gelehrten selbst gelungen war — gewöhnt sie zu den glanzvollsten Erscheinungen der modernen deutschen Literatur. In der Welt, dem Roman, der Geschichtsschreibung gleich hervorragend, hat sie mit „Unserer Glaube“ das religionsphilosophische Gebiet betreten, jenem Drange gehorchend, der von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an den Weg der echten Geistesbestimmung, dem Drange, das Menschentum aus der Entgeisterung des modernen Lebens zu erheben. Was Ricarda Such unter Religion versteht, ist weniger eine Ordnung der metaphysischen Beziehungen, die den Menschen mit einer jenseitigen Welt verbinden, als vielmehr die Behre von den individuellen Beziehungen, wodurch aus Einzelwesen ein Gemeinwesen werden.“ In dieser Auffassung der Religion nimmt sie mit den modernen philosophischen Anschauungen überein, von denen

